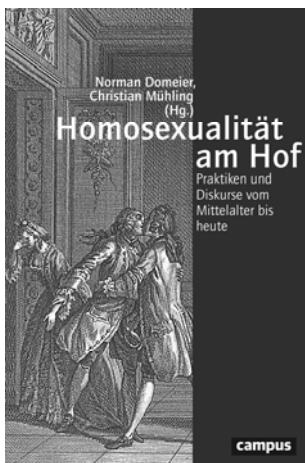


Rezensionen

Norman Domeier / Christian Mühling (Hg.): Homosexualität am Hof. Praktiken und Diskurse vom Mittelalter bis heute, Frankfurt a. M. / New York: Campus 2020 (Geschichte und Geschlechter, Bd. 74), 403 S., € 39,95



Die europäischen Fürstenhöfe waren vom Mittelalter bis heute immer Gegenstand von Neugier, Faszination und Kritik. Die vom bürgerlichen Staats- und Politikverständnis des 19. und 20. Jahrhunderts geprägte Geschichtsforschung behandelte das Phänomen „Hof“ jedoch lange Zeit eher am Rande und überwiegend anekdotisch. Seit einigen Jahren hat sich nun, vor allem im Bereich der Frühen Neuzeit, eine historische Höfe- und Residenzenforschung etabliert, die zeigt, dass dieses Themenfeld mehr bietet als Klatsch und Tratsch, dass es vielmehr zahlreiche Einsichten in kultur-, politik- sowie nicht zuletzt sexualitäts- und geschlechtergeschichtliche Zusammenhänge ermöglicht. In den Quellen und Diskursen rund um die Höfe finden sich viele Hinweise auf gleichgeschlechtliche Sexualität, intime Freundschaften und Favorit*innen. Aber nur für wenige prominente

„Fälle“ existieren hierzu eingehendere Forschungen, die zudem oft rein einzelbiographisch orientiert sind. Zahlreiche relevante Quellen sind noch nicht ausgewertet, oft werden zweifelhafte Anekdotenbestände auch in wissenschaftlicher Literatur unkritisch weitertradiert, und an übergreifenden Untersuchungen mangelt es gänzlich. Der vorliegende Sammelband ist daher sehr zu begrüßen. Er ging aus einer Tagung hervor, die 2017 in Hannover stattfand. Neben einer Einleitung der Herausgeber und einem Fazit (von Franz X. Eder) enthält er 17 Aufsätze. Zeitlich liegt ein deutlicher Schwerpunkt auf Mittelalter und Früher Neuzeit, was kein Wunder ist, denn in dieser Zeit hatten die Fürstenhöfe in Europa zweifellos ihre größte Bedeutung.

Insgesamt sind die meisten Beiträge fundiert und lesenswert. Bedauerlich ist aber, dass sie fast ausschließlich mann-männliche Verhältnisse behandeln. Einzige Ausnahme ist der Aufsatz von Virginia Hagn *Freundschaftskult? Die Briefe der Isabella von Parma an ihre Schwägerin Marie Christine* (S. 303-324). Ansonsten wird Begehren zwischen Frauen nur an zwei Stellen kurz gestreift: In Andreas Kraß' Beitrag zur mittelhochdeutschen höfischen Dichtung wird eine Stelle in Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg* genannt, worin sich eine Prinzessin in den als Mädchen verkleideten Helden Achilles verliebt (S. 237). Lucien Bély erwähnt in seinem Beitrag über *Homosexuelle Netzwerke am Hof Ludwigs XIV.* eine polizeiliche Untersuchung gegen die Gräfin von Murat in Paris 1698 (S. 114-115).

Es drängt sich die Frage auf, ob nicht ein ausgewogeneres Geschlechterverhältnis möglich gewesen wäre. Sicherlich kann ein Sammelband nur die vorhandene Forschungslage widerspiegeln, auch gelingt es nicht immer, gewünschte Beiträge einzuwerben. Ob es entsprechende Bemühungen der Herausgeber gab, ist jedoch nicht ersichtlich, denn das Ungleichgewicht der Geschlechter wird in der Einleitung nicht angesprochen, die Gründe dafür werden nicht benannt. Wenigstens eine Thematisierung an dieser Stelle wäre aber angebracht gewesen. War es beispielsweise wirklich nicht möglich, einen Beitrag aus der beträchtlichen Forschung über die schwedische Königin Christina (1626–1689) oder die englische Königin Anne (1665–1714) und deren Umfeld zu bekommen?

Im Rahmen dieser Rezension kann nicht auf alle Beiträge näher eingegangen werden. Ein großer Teil von ihnen kreist um Favoriten und intime Freundschaften bei Hofe, ihre Einbettung in Patronage-Systeme, die damit verbundenen Machtkonstellationen sowie ihre zeitgenössischen und späteren Wahrnehmungen.

Drei Aufsätze führen ins Mittelalter: Klaus van Eickels setzt seine früheren aufschlussreichen Studien zu mann-männlichen Freundschaftsgesten, Liebe, Sexualität und darauf bezogenen symbolischen Handlungen bei mittelalterlichen Herrschern fort und zieht von dort auch Verbindungslinien zu zwischenmännlichen Verhaltensweisen in der Gegenwart. Einen berühmten „Fall“ nimmt Djro Bilestone Roméo Kouamenan in den Blick: Er untersucht die Wahrnehmung des Favoritentums am Hof des englischen Königs Edward II. (1284–1327, regierte ab 1307) in der zeitgenössischen und späteren Geschichtsschreibung. Diese sehr gründliche Quellenanalyse gehört zu den Highlights des Bandes. Kouamenan legt dar, dass Edward in den zeitgenössischen Chroniken primär nicht als „Sodomit“ gegolten habe. Geschilderte Verhaltensweisen wie Umarmungen und Küsse zwischen Männern, Schlafen im Bett des Königs etc. seien an sich nicht anstößig gewesen (hier schließt Kouamenan an die Forschungen Klaus van Eickels' an). Kritisiert worden sei vielmehr die Edward zugeschriebene Maßlosigkeit in seinen Gunstbezeugungen und dass er diese Gunsterweise fremden Niederadligen habe zukommen lassen statt den englischen Peers, die den bevorzugten Zugang zum König – und damit Teilhabe an der Herrschaft – als ihr Vorrecht ansahen. Wenn manche der frühen Chronisten, eher nebenher, auch auf gleichgeschlechtlichen Sex verwiesen hätten, habe dies im Kontext der Vorwürfe von Maß- und Zügellosigkeit, Unbeherrschtheit und *luxuria* (Wollust in allgemeinerem Sinn) gestanden. Erst in späteren Chroniken (ab Ende des 14. Jahrhunderts) sei der Sodomie-Vorwurf häufiger und expliziter geäußert worden. Damit habe einer Tendenz entgegen gewirkt werden sollen, Edward zum heiligen Märtyrer zu machen, wie es bei gewaltsam zu Tode gekommenen Herrschern öfter geschehen sei und wozu es auch bei Edward Ansätze gegeben habe. Die bekannte, in ihrem Wahrheitsgehalt zweifelhafte Geschichte von Edwards Tod durch Pfählung mit einem glühenden Eisen habe zunächst weniger Sodomie symbolisiert als vielmehr die maximale Erniedrigung eines entmachteten Mannes. Zudem habe sie einem Topos vom schlimmen Tod böser Herrscher entsprochen. Erst in späteren Jahrhunderten sei die Geschichte von Edwards Absetzung und Tod auf den sexuellen Aspekt verengt worden, was schließlich zur Zuschreibung einer „homosexuellen Orientierung“ geführt habe.

Andreas Kraß beschreibt in seinem Beitrag literarische Strategien, mit denen gleichgeschlechtliche Sexualität in mittelhochdeutschen höfischen Dichtungen zur Sprache gebracht wurde. Kraß' Systematisierung schafft einen guten, instruktiven Überblick. Wenn er jedoch im *Lindenlied* Walthers von der Vogelweide, worin ein – nicht ausdrücklich geschlechtlich bestimmtes, aber mit Sicherheit weiblich gedachtes – Ich einen Geliebten erwartet und das von einem männlichen Sänger dargeboten wurde, die Öffnung eines „imaginativen Raums“ für mann-männliche Liebesbegegnungen sieht (S. 239-240), so scheint mir das eine Überstrapazierung zu sein.

Die Frühe Neuzeit nimmt mit neun Beiträgen den größten Raum im Band ein. Heide Wunder gibt einen präzisen, informativen Überblick über Geschlechterkonzepte und geschlechtsspezifische Machtverhältnisse zwischen Fürstinnen und Fürsten an den deutschen Höfen. Anschließend geht sie streiflichtartig auf fünf Beispiele von mann-männlicher Sodomie bzw. Freundschafts- bzw. Herrschaftsbeziehungen ein, um vor allem auf die Forschungsdefizite hinzuweisen, die hier besonders in Bezug auf das Heilige Römische Reich deutscher Nation bestehen. Eine Aufnahme ihrer Anregungen ist sehr wünschenswert, ein Irrtum muss jedoch korrigiert werden: Wunder schreibt (S. 42-43), der Reichsgraf Christian Detlev Rantzau sei 1715 in Berlin lediglich zu einer Geldstrafe verurteilt worden, weil mann-männlicher Sex im Kurfürstentum Brandenburg nicht als Kapitalverbrechen geahndet habe. Das trifft nicht zu: Auch in Brandenburg galt wie im gesamten Alten Reich die *Constitutio Criminalis Carolina* von 1532, in der für Sodomie die Todesstrafe angedroht wurde. Dass diese gegen den Grafen Rantzau nicht verhängt wurde, lag neben seinem Adelsrang zum einen daran, dass ihm kein Analverkehr, sondern nur gegenseitige Masturbation vorgeworfen wurde, die als „unvollendete“ Tat galt. Zum anderen war es für den preußischen König Friedrich Wilhelm I. lukrativer, eine hohe Geldsumme aus ihm herauszuschlagen.¹

Unter den Einzelstudien ist im Alten Reich der habsburgische Hof in Wien durch zwei Beiträge vertreten: den erwähnten Aufsatz von Virginia Hagn sowie denjenigen von Charlotte Backerra über die intimen Beziehungen Kaiser Karls VI. (1685–1740, regierte ab 1711). Beide präsentieren wichtige Forschungen und sind auch qualitativ besonders hervorzuheben.

Backerra schildert die intimen Beziehungen zu Männern und Frauen, die im Leben Karls VI. eine Rolle spielten. Wichtigste Grundlage sind Karls Tagebücher. Sein Kämmerer Michael Johann Graf Althann habe jahrelang bis zu seinem Tod 1722 die Rolle eines „Lebenspartners“ eingenommen, der für Karl sowohl emotionale als auch körperliche Bedürfnisse erfüllt habe. Gleichzeitig sei Karls Ehe – die, wie alle hochadligen Ehen, dynastisch-politischen Zwecken diene – durchaus nicht unglücklich gewesen, seine Ehefrau Elisabeth Christine habe nach Althanns Tod die Rolle der Vertrauten übernommen. Hingegen sei Karls Verhältnis zu einem anonymen Jägerburschen offenbar ein rein sexuelles gewesen, ebenso wie mehrere Verhältnisse zu Frauen einfacher Herkunft.

¹ Michelsen, Jakob: Die Verfolgung des Delikts Sodomie im 18. Jahrhundert in Brandenburg-Preußen, in: Finsch, Norbert / Velke, Marcus (Hg.): *Queer | Gender | Historiographie. Aktuelle Tendenzen und Projekte*, Berlin: Lit Verlag 2016 (Geschlecht – Kultur – Gesellschaft / Gender – Culture – Society, Bd. 20), S. 217-252.

Virginia Hagn ordnet die fast 200 Briefe, die Isabella von Bourbon-Parma (1741–1763) – Ehefrau des Erzherzogs Joseph, ab 1765 Kaiser Joseph II. – an ihre Schwägerin Erzherzogin Marie Christine (1742–1798) schrieb, sorgsam in die Liebes- und Freundschaftsdiskurse des 18. Jahrhunderts ein. In Isabellas intensiven Gefühlsäußerungen verwischten sich die Grenzen zwischen Freundschaft, Liebe und Körperlichkeit, daher sei – mit heutigen Augen gelesen – eine eindeutige Unterscheidung zwischen „Homosexualität“ und nicht-sexueller Freundschaft unmöglich. Von den Zeitgenoss*innen wiederum seien Liebe und (meist gleichgeschlechtliche) Freundschaft, die beide eine deutliche körperliche Komponente beinhalteten – etwa in Form von Küssen und Umarmungen –, in engem Zusammenhang gesehen und beide von unerlaubter „Unzucht“ abgegrenzt worden. Die Freundschaft habe ein ebenso zentraler Lebensinhalt sein können wie die Ehe, und wegen des herrschenden phallogozentrischen Sexualitätskonzepts habe der Verdacht gleichgeschlechtlicher „Unzucht“ bei Frauen ferner gelegen als bei Männern (was nicht heißt, dass ein solcher Verdacht nicht auftauchen konnte).

Der Hof des preußischen Königs Friedrich II. (1712–1786, regierte ab 1740) ist ebenfalls Gegenstand zweier Aufsätze, verfasst von Wolfgang Burgdorf und Christian Mühlhng. Deren Qualität fällt äußerst ungleich aus: Burgdorfs Beitrag über Friedrichs II. angebliche Männerliebschaften, die überarbeitete Fassung eines 2011 erschienenen Buchkapitels,² wäre am besten mit Schweigen zu übergehen, wenn jenes Buch nicht bedauerlicherweise ein Verkaufs- und Rezeptionserfolg wäre. Der Text, der grundlegendes Wissen über sexualitätsgeschichtliche Forschungsstände vermissen lässt, ist eine kritiklose Anhäufung dubioser Anekdoten, haltloser Spekulationen und von Quellenzitaten, die meist falsch oder zumindest simplifizierend eingeordnet und ahistorisch interpretiert werden.³ Dieses Sammelsurium dient der anachronistischen Konstruktion eines angeblich von seiner gleichgeschlechtlichen „sexuellen Orientierung“ bestimmten Friedrich, wie es ihn im 18. Jahrhundert gar nicht geben konnte.

Hierfür entschädigt Christian Mühlhngs lesenswerter Beitrag über *Homosoziale Liebe am preußischen Hof des 18. Jahrhunderts*, der sich von solchen unseriösen

² Burgdorf, Wolfgang: Friedrich der Große. Ein biografisches Porträt, Freiburg i. Br. / Basel / Wien: Herder 2011, S. 76-103.

³ Nur wenige Beispiele: Die Behauptung, ein „Hauptgegensatz“ zwischen Friedrich und seinem Vater, König Friedrich Wilhelm I., habe auf der „sexuellen Orientierung“ des Kronprinzen beruht (S. 134), wird durch keine der bekannten Quellen gestützt. Friedrichs Dichtung *Le Palladion* ist nicht „unmissverständlich homoerotisch geprägt“ (S. 141), sondern eine frivole Satire, die sich in den von Burgdorf referierten Passagen antiklerikaler Topoi bedient, die in der französischsprachigen Aufklärungsliteratur gängig waren. Der Berliner Oberkonsistorialrat Anton Friedrich Büsching (1724–1793) kann nicht bedenkenlos als Quelle für „intime“ Informationen über Friedrich II. herangezogen werden (S. 145), weil er sich nie im engeren Umfeld des Hofes bewegte und nur wiedergeben konnte, was ihm von anderen erzählt wurde – und über Friedrich II. wurde viel geredet. Burgdorfs Behauptung, Friedrich habe mit seiner Eroberungspolitik ein von ihm aufgrund von Männerliebe und Kinderlosigkeit empfunden Defizit kompensieren wollen (S. 146-147), ist eine unhaltbare psychologisierende Spekulation.

Vereinfachungen ausdrücklich distanziert. Er konzentriert sich auf ein wichtiges Ego-Dokument, die Tagebücher des Grafen Ernst Ahasverus Heinrich von Lehndorff (1727–1811). Lehndorff äußert sich vielfach über seine Liebe zu Prinz Heinrich, dem Bruder König Friedrichs II., die sich sowohl auf Heinrichs Charakter als auch auf sein Äußeres bezog. Andere Günstlinge Heinrichs riefen Lehndorffs Eifersucht hervor. Mühling stellt fest, dass hier kein Patronage-Verhältnis vorliege, denn Lehndorff, der Kammerherr bei der Königin Elisabeth Christine war, hatte nie ein Amt an Heinrichs Hof inne und wurde auch, soweit bekannt, nie von ihm gefördert. Eindeutig beschreibe Lehndorff den Prinzen als Mann, der keine Frauen, sondern nur Männer begehre – wobei er aber sowohl Heinrich als auch sich selbst vom Laster der Sodomie distanzieren und sexuelle Libertinage bei anderen Höflingen verurteile. Jedoch habe Heinrich zeit lebens im Mittelpunkt von Lehndorffs Gefühlsleben gestanden, während seine zwei Ehefrauen in den Tagebüchern nur wenig emotionale Beachtung fänden. Daran anknüpfende Fragen zum Verhältnis von Liebe und Sexualität im 18. Jahrhundert, speziell zwischen Menschen gleichen Geschlechts im höfischen Milieu, reißt Mühling kurz an, weitere Forschungen dazu – auch anhand der keineswegs ausgeschöpften Lehndorff'schen Tagebücher – sind wünschenswert.

Weitere Aufsätze behandeln mann-männliche Beziehungen im Umfeld der frühneuzeitlichen Höfe des Papstes in Rom (von Günther Wassilowsky) sowie der Könige von Frankreich (von Lucien Bély) und England (von Julie Peakman). Bélys und Peakmans Beiträge bleiben überwiegend deskriptiv und gehen kaum über den bisherigen Forschungsstand hinaus. Peakmans Text ist jedoch gut geeignet, einem nicht-britischen Publikum einen Eindruck von ihrem Thema zu vermitteln. Bei Bély verstimmen stellenweise klischeehafte Behauptungen wie die, Männer seien wegen ihrer „natürlichen Neigung“ zur Homosexualität Priester geworden (S. 116).

Wassilowsky betont für den päpstlichen Hof des 15. bis 17. Jahrhunderts die spezielle Bedeutung persönlicher Loyalitäten in einer zölibatären Wahlmonarchie und in einer homosozialen Klerikergesellschaft. Dies und die humanistische Antike-Rezeption hätten in besonderem Maße mann-männliche Beziehungen begünstigt, in denen die Grenzen zwischen geistiger Freundschaft, Homoerotik und praktizierter Sexualität fließend sein konnten. Wassilowsky gibt interessante Hinweise und Forschungsanstöße, aber zwei Einwände seien vorgebracht: Erstens folgert er aus der Tatsache, dass die meisten bekannten Fälle von mann-männlicher Sodomie, die vor römischen Gerichten verhandelt wurden, Gewalttaten an Kindern und Jugendlichen betrafen, hier sei nicht die „Homosexualität“ als solche verfolgt worden, sondern der gewaltsame „Missbrauch“. Dieser Begriff entstammt aber einer spezifisch modernen Wertung, die der Frühen Neuzeit fremd war. Kinder und Jugendliche wurden in damaligen Sodomieprozessen grundsätzlich als Mittäter behandelt, sie konnten aber unter Umständen milder bestraft werden. Wassilowskys Quellenbefund erklärt sich wahrscheinlich eher daraus, dass einvernehmliche sexuelle Handlungen seltener entdeckt und vor Gericht gebracht wurden. Zweitens ist zu fragen, inwieweit die klerikale römische Hofgesellschaft wirklich eine rein männliche war, denn neben den männlichen Günstlingen, Geliebten und Freunden gab es auch weibliche Mätressen – Wassilowsky zitiert selbst eine satirische Grabschrift auf den 1484 gestorbenen Papst Sixtus IV., in der von dessen „Lustknaben und Huren“ die Rede ist (S. 86).

Andreas Zywiets schließlich widmet sich dem Fall des Komponisten Nicolas Gombert (um 1500 – nach 1550), Kapellmeister am Hof Kaiser Karls V., der wegen Sodomie mit einem Kapellknaben verurteilt, dann aber begnadigt wurde und eine Sammlung von Motetten herausgab, die in der musikhistorischen Forschung als Gnadengesuch und Bußübung gedeutet wird.

An der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert bewegt sich der Beitrag von Anna Bers über die Rolle der Homoerotik in dem 1805 erschienenen Roman *Kyllenion. Ein Jahr in Arkadien* des Herzogs August von Sachsen-Gotha-Altenburg (1772–1822, regierte ab 1804). Bers liefert eine lesenswerte, genaue Analyse dieses in der Forschung lange bekannten, aber selten eingehender untersuchten Werks. Sie erklärt, warum der Autor Herzog August, der als exzentrisch galt und sich gerne in Frauenkleidern zeigte, auf das damals schon als antiquiert geltende Genre der Schäferdichtung zurückgegriffen habe: In der gewollt künstlichen Kulisse eines zeitlich entrückten und realitätsfernen Arkadien und mit den zugehörigen typisierten Gestalten habe er eine Utopie entwerfen können, in der erfüllte homo- und heterosexuelle Begegnungen nebeneinander darstellbar waren, ohne sie zu hierarchisieren und ohne bestimmte Möglichkeiten moralisch abzuwerten. Diese Strategie sei dem „klassischen“ Weg homoerotischer Literatur, der Camouflage, genau entgegengesetzt.

In die Moderne führen die Aufsätze von Norman Domeier über die Eulenburg-Affäre (1906–1909) und von Dominic Janes über „queere“ (genauer: schwule) Aspekte in der Inszenierung der britischen Monarchie im 20. Jahrhundert. Domeier zeigt in den Vorwürfen gegen den Kreis um den Kaiserberater Philipp Fürst zu Eulenburg die Konstruktion einer potentiell landesverräterischen homosexuellen Clique auf. Der „Topos vom Hof als Tummelplatz effeminiertes, national unzuverlässiger Charaktere“ habe eine lange Tradition besessen, ebenso das Bild einer „Kamarilla“, die den Herrscher insgeheim auf unkontrollierbare und illegitime Weise beeinflusse. Der Sturz des „letzten royalen Favoriten der deutschen Geschichte“ habe im öffentlichen Diskurs zur Diskreditierung unkonstitutioneller, nichtinstitutioneller Machtausübung geführt, und die Verbindung traditioneller Bilder einer Höflings-Kamarilla mit sexualwissenschaftlich beeinflussten Vorstellungen von Homosexuellen habe zum Niedergang der Institution „Hof“ beigetragen. Domeiers Überlegungen sind bedenkenswert. Es ist allerdings kritisch zu fragen, ob es wirklich nötig ist, sich ohne Distanzierung auf den berüchtigten Nazi-Staatsrechtler Carl Schmitt zu stützen. Die verbreitete Vorstellung, Schmitts theoretisches Denken könne von seinem antidemokratischen, pro-nazistischen Engagement getrennt werden, halte ich für äußerst problematisch.

Den Abschluss bilden zwei Beiträge zu außereuropäischen Themen: Miguel Ángel Lucena Romero beschreibt die Praxis des *dabb* (sexuelle Attackierung eines schlafenden Mannes durch einen anderen Mann) in der mittelalterlichen arabischen Literatur, und Stephen J. Roddy untersucht Verhältnisse zwischen Beamten-Literaten und Schauspielern (besonders solchen, die Frauenrollen spielten) in Beijing vom späten chinesischen Kaiserreich bis zur frühen Republik anhand eines literarischen Genres, das speziell diesem Thema gewidmet war. Lucena Romeros Zitatsammlung hätte eine genauere Analyse verdient, zudem unterlässt er eine Thematisierung des Gewaltaspekts der geschilderten sexuellen Handlungen. Roddy liefert eine interessante Untersuchung seiner Quellen vor dem Hintergrund zunehmender westlich-kolonialer

Einflüsse auf die Geschicke Chinas und des Niedergangs des Kaiserreichs. Der inhaltliche Bezug beider Beiträge zum Thema des Bandes ist allerdings dünn, weil darin die muslimischen Herrscherhöfe nur ganz am Rande erwähnt werden und der chinesische Kaiserhof überhaupt nicht vorkommt.

Mehrere Beiträge des Bandes (van Eickels, Kouamenan, Backerra, Hagn, Mühling, Wassilowsky) arbeiten einmal mehr eindrücklich heraus, dass die uns geläufigen, modernen Begriffe von sexueller Orientierung, Homo- und Heterosexualität, sexueller Identität usw. entweder gar nicht oder nur mit genauem Bedacht auf das Mittelalter und die Frühe Neuzeit angewandt werden können. Diese Aufsätze leisten wertvolle Beiträge zu einem differenzierteren Verständnis der Geschichte von Liebe, Sexualitäten und Freundschaften. In den Aufsätzen von Virginia Hagn, Lucien Bély und Christian Mühling sind allerdings die vielen langen, nicht übersetzten französischen Quellenzitate eine unnötige Hürde für zahlreiche Leser*innen. Es wäre wünschenswert gewesen, ihnen Übersetzungen beizugeben.

Von einem Tagungsband kann nicht erwartet werden, dass er einen Themenbereich vollständig abdeckt oder ein kohärentes Gesamtbild vermittelt. Er kann über aktuelle Forschungen informieren, auf diverse Aspekte eines Themas hinweisen, einzelne davon tiefergehend untersuchen, die Aufmerksamkeit auf bisher unbeachtete Quellen und offene Fragen lenken sowie zu weiteren Forschungen anregen. All das leistet dieser – trotz der erwähnten Männerlastigkeit – empfehlenswerte Band auf eindrückliche Weise.

Jakob Michelsen, Hamburg

Ralf Jörg Raber: „Beliebt bei älteren Damen und jüngeren Herrn“. Paul O'Montis – Biografie eines Vortragskünstlers, Berlin: Metropol Verlag 2021, 270 S., € 22

Ralf Jörg Raber hat eine umfangreiche Biographie des Vortragskünstlers und Schlagersängers Paul O'Montis (1894–1940), der in den 1920er Jahren zu den Stars der deutschsprachigen Kabarett- und Kleinkunstszene gehörte, vorgelegt. Die größten europäischen Schallplattenfirmen hatten ihn unter Vertrag, seine Schlager und Chansons liefen, auch live, im Radio. Er tourte durch halb Europa, verzauberte sein Publikum in den Metropolen ebenso wie in der Provinz. Er gehörte zu den Ersten, die dank Mikrofonteknik den popmusikalischen Liedvortrag modernisierten und den Tabus Homosexualität, sexuelle Diversität und Genderthematik in der kommerziellen Unterhaltungsmusik einen ersten Ausdruck verliehen. Diese Nutzung der neuen Technik führte zu einer für die damalige Zeit ungeheuren Popularität, die seinen Ruhm begründete. Dies spiegelt sich auch im bewegten Leben Paul O'Montis' wider, der von Ort zu Ort, von Aufführung zu Aufführung zog.

O'Montis wurde als Paul Wendel in eine deutschsprachige Familie im Jahr 1894 in der später zu Budapest gehörenden Kleinstadt Újpest geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters kam er durch die zweite Ehe seiner Mutter 1901 nach Riga. Sein Stiefvater Carl Oberg betrieb dort eine Musikalienhandlung, dadurch wurde sein musikalisches Talent erweckt und gefördert. Bereits als Schüler war er gern auf der Bühne und zeigte dort großes schauspielerisches Talent. Nach den Wirren des Ersten

Weltkriegs kam er 1918 nach Berlin und schrieb ein Operettenlibretto: *Das blaue Mieder*. Auch als Film- und Buchillustrator kamen seine vielseitigen Talente zur Geltung. Zu erwähnen sind die Kriminalromane *Der Detektiv und die Tänzerin* und *Enigma*, an denen er als Illustrator mitwirkte. Von den Filmen, an denen er als Ideengeber mitwirkte, sind leider keine Kopien erhalten. Seine große Karriere machte er aber als Kabarettist und Sänger, im Jahr 1926 war er ganz oben angelangt. Schon früh entdeckte er den 1923 entstehenden Rundfunk und seine Verbreitungsmöglichkeiten für sich. Dadurch fand er ein größeres Publikum als in den Konzertsälen.

Eine Karriere mit Auftritten an vielen Orten wie Königsberg, Riga und Berlin schloss sich an. Im Zuge seiner Konzertreisen kam O'Montis auch nach Köln und trat in dem noch heute existierenden Kaiserhof auf; dieser befand sich damals in der Salomongasse 11, sowohl vor als auch nach dem 30. Januar 1933.

Die Verfolgung des schwulen Lebens wurde O'Montis am 13. Dezember 1933 zum Verhängnis. Er wurde wegen § 175 in Köln verhaftet und in das Kölner Gefängnis Klingelpütz verbracht. Am 22. März 1934 wurde er zu einem Jahr und neun Monaten Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust verurteilt, die er bis zum 21. September 1935 in Köln verbüßte. Die Akte mit den Aussagen und Beschuldigungen ist leider nicht mehr vorhanden. Aber eine (eingestellte) Nebenanklage wegen „Beleidigung der Reichsregierung u. Verächtlichmachung der nationalen Verbände“ ist erhalten und genau dokumentiert.

Seine Karriere in Deutschland war mit der Strafverfolgung beendet, er ging in die Schweiz, später nach Österreich (mit Gastspielreisen in die Niederlande und nach Polen) und schließlich über Zagreb in die Tschechoslowakei. In der Schweiz und auch in Zagreb erhielt er Auftrittverbote aufgrund seiner Homosexualität. Inzwischen hatten die Nationalsozialisten die „Rest-Tschechei“ besetzt, und in Prag wurde O'Montis am 27. Juni 1939 wiederum verhaftet; die genauen Gründe sind nicht bekannt. Von dort wurde er am 30. Mai 1940 in das Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt und am 17. Juli 1940 ermordet.

Dieses Schicksal hat der Autor Ralf Jörg Raber mit großer Empathie nachgezeichnet und akribisch belegt. Raber hat zunächst begonnen, Schellack-Platten zu sammeln, und sich im Lauf der Zeit intensiv mit dem Thema „Homosexualität auf Schallplatte“ beschäftigt. Wegweisend ist seine Veröffentlichung *Wir sind wie wir sind. Ein Jahrhundert homosexuelle Liebe auf Schallplatte und CD* aus dem Jahr 2010 (vgl. die Besprechung in *Invertito* 13, 2011, und den früheren Beitrag von Ralf Jörg Raber in *Invertito* 5, 2003).

Das Buch ist entsprechend der Biographie von Paul O'Montis chronologisch gegliedert und zeichnet sein Leben von Üjpest über Riga bis nach Deutschland nach. Besondere Bedeutung kommt den technischen Neuheiten in der Musikbranche zu: Dem Rundfunk und der Schallplatte als Medien der Verbreitung sind eigene Kapitel



gewidmet. Es schließt sich die Zeit der Emigration, der Verhaftung und Ermordung im Konzentrationslager an. Schließlich stellt Raber die leider kaum vorhandene Rezeption O'Montis' in der Nachkriegszeit dar. Mit Rabers Buch wird ein Stück Wiedergutmachung dafür geleistet.

Dem Autor ist mit diesem Buch eine umfangreiche biographische Studie gelungen, die in erster Linie das Leben und Schicksal von Paul O'Montis erzählt. Mit großem Fleiß geht Raber auf Quellensuche in unterschiedlichsten Archiven, Adressbüchern, Gerichtsakten und Musikzeitschriften. Er trägt so ein facettenreiches Bild von Paul O'Montis zusammen, berichtet aber auch vom Musikleben in der Zeit vor 1933, vom multikulturellen Leben und schließlich von der Willkür und Grausamkeit der Verfolgung homosexueller Männer vor und nach der Verschärfung des § 175 im Jahr 1935. Auch wenn ein Bezug Paul O'Montis' zur berühmten schwul-lesbischen Kultur der 1920er Jahre (Stichwort „Eldorado“) nicht verbürgt ist, so war er doch eine wichtige Figur in der Unterhaltungskultur dieser Zeit, die mit schwulen Bezügen mehr oder weniger öffentlich jonglierte.

Ralf Jörg Raber schreibt im Stil nüchtern, aber doch Anteilnehmend, im Detail sehr genau und nicht spekulativ, wo es keine klare Quellenlage gibt. Vor allem bleibt die Musik, die weiterlebt und die wir noch heute hören können. Im Buch kommt Paul O'Montis auch selber mit einem Bericht von einer Künstlerreise durch Lettland aus dem März 1930 zu Wort. Die Erinnerung an Paul O'Montis mit einem Stolperstein zu verorten konnte bis jetzt nicht realisiert werden, da es keine verbürgte Wohnadresse von ihm gibt. So ist mit diesem grundlegenden Werk ein Stück Erinnerung an einen großen Künstler geschaffen worden.

Das Buch ist nicht nur für Kenner der Musikszene dieser Zeit interessant, sondern liefert ein anschauliches Bild des blühenden Kulturlebens der Zeit vor 1933. Auch viele biographische Details wie das Grenzüberschreitende, was wir heute global nennen würden, wird deutlich. Gerade in diesem Punkt ist der Kahlschlag der Nationalsozialisten besonders schmerzhaft.

Obwohl O'Montis sich nicht als politischer Kabarettist verstand, nahm er mit einem *Kaddisch*, einem jüdischen Totengebet, im Programm Themen auf, die gegen den antisemitischen Zeitgeist standen. Die eigene Homosexualität wurde nur andeutungsweise thematisiert. Doch spielte er bereits 1927 mit den Geschlechterrollen in dem Lied *Ich bin verrückt nach Hilde*. So heißt es in einer Zeile: „Am schlimmsten aber war es bei Mariann' / Dann stellte sich heraus, das ist ein Mann, oh.“ Das Thema Homosexualität wurde also nicht laut öffentlich ausgesprochen, aber durch manche Untertöne des Sängers wurde klar, welche sexuelle Orientierung der Künstler selber hatte. Oder wie es Ralf Jörg Raber ausdrückt: „Wer Ohren hat zu hören, der hör(t)e.“

Dankenswerterweise hat der Verlag in das Buch QR-Codes eingefügt, so dass die LeserInnen seine Musik auch hören können. So sind die erwähnten Lieder *Ich bin verrückt nach Hilde* und das *Kaddisch* über die QR-Codes verfügbar, was die LeserInnen zu HörerInnen macht.



Benno Gammerl: anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte, München: Carl Hanser 2021, 415 S., € 25



Dass ein Buch über die Geschichte der Homosexualitäten in der Bundesrepublik Deutschland (BRD) im Jahr 2021 in einem großen Publikumsverlag erscheinen kann und dabei ausführlich die direkt betroffenen Menschen, die ansonsten kaum zu Wort kommen, zitiert, mag auf den ersten Blick wie eine Bestätigung jenes Erfolgs gelesen werden, als die die Entwicklung der Homosexualitätsgeschichte im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert gerne gesehen wird. Doch in einer Fußnote wird sichtbar, an welchem Punkt der Geschichte wir und die hier zu besprechende Studie tatsächlich stehen: „Aus Sorge, die Pseudonymisierung der Interviews könne sie nicht ausreichend schützen, erwähnt Frau Opitz nie die Namen ihrer Partnerinnen, sondern nummeriert diese stattdessen“ (S. 369, Anm. 60). Folgerichtig verweigert sich auch

Benno Gammerl, Autor von *anders fühlen*, jener simplen Erfolgslogik: Die Geschichte der Homosexualitäten ist zum Teil durchaus eine Fortschrittsgeschichte, aber sie ist ebenso eine Geschichte fortgesetzter Diskriminierung.

Gammerl ist Professor für Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte am European University Institute in Florenz, zuvor war er als DAAD-Fachlektor für queere Geschichte an der Universität London tätig und arbeitete von 2008 bis 2017 im Forschungsbereich Geschichte der Gefühle des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin. In dieser Zeit verfasste er seine Habilitation, die an der Freien Universität Berlin angenommen wurde und in umgearbeiteter Fassung nun unter dem Titel *anders fühlen* im Carl Hanser Verlag erschienen ist. Es ist ein fulminantes Buch.

Gammerl wählt einen emotionsgeschichtlichen Zugang, der es ihm erlaubt, über politische, ökonomische und kulturelle Entwicklungen hinaus die Wirkmächtigkeit von Gefühlen in den Blick zu nehmen. Die Gefühle, die Personen zu einer bestimmten Zeit gehabt haben, sind in diese Zeit eingebettet, das heißt, sie werden von den jeweiligen Bedingungen und Situationen geformt, nehmen aber auch selbst Einfluss auf den Fortgang der Geschichte. Vor diesem Hintergrund betrachtet Gammerl die „Ambivalenzen gefühlshistorischer Prozesse und biografischer Erzählungen“ (S. 31), um eine umfassende Bestandsaufnahme der Geschichte lesbischen und schwulen Lebens in der BRD von 1945 bis in die 2010er Jahre vorzunehmen. Neben einer beeindruckenden Fülle an Forschungsliteratur nimmt Gammerl dazu zum einen insbesondere Zeitschriften von den 1960er bis 1990er Jahren zu Hilfe und hat zum anderen 32 Personen zu ihren Lebensgeschichten befragt. Die Ergebnisse dieser Oral-History-Interviews, die Erzählungen der interviewten Personen und die Interpretationen dieser Aussagen durch den Autor bilden den Kern der Studie.

Dies wird bereits durch einen Blick in das Inhaltsverzeichnis ersichtlich. Einleitend, abschließend und zwischen die inhaltlichen Hauptkapitel geschaltet erscheinen jeweils fünf ausführliche O-Töne von Frau Schmidt und Herrn Meyer – die Namen der interviewten Personen sind durchgängig pseudonymisiert –, die deren gesamten Lebensbogen umfassen und zahlreiche der behandelten Themen und Ereignisse an den beiden Biografien exemplifizieren. Es mag gerade für Leser_innen, die über wenig Vorwissen verfügen, lohnend sein, sich dem Thema zunächst über die Lektüre dieser Passagen anzunähern. In den drei Hauptkapiteln beschäftigt sich Gammerl mit den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg (Kapitel 1), den 1970er Jahren (Kapitel 2) und der Zeit ab den 1980er Jahren (Kapitel 3). Innerhalb der Kapitel untersucht er jeweils zunächst die allgemeine homosexualitätsgeschichtliche Entwicklung, interessiert sich dann für die Räume, in denen sich die Menschen bewegten, und schaut schließlich dezidiert auf die Gefühle der Einzelnen in der entsprechenden Zeit.

Schon zu Beginn des Vorwortes (S. 7-18) macht Gammerl klar, dass es ihm weder um eine Hierarchisierung von Gefühlen noch gar um eine Bewertung spezifischer Handlungen geht, sondern dass sein Forschungsinteresse dem Empfinden von Menschen gilt, das sich „in einem zentralen Punkt von dem der großen Mehrheit unterscheidet“ (S. 7), „[n]icht besser oder spannender, nicht schlechter oder verwerflicher, sondern schlicht anders“ (S. 7-8). Durch diesen Einsatz wird zugleich sichtbar, dass das Buch sich eben auch an diese „Mehrheit“ richtet und dazu einlädt, „Diskriminierung [zu] bekämpfen, ohne auf Alterität zu verzichten, Gleichberechtigung [zu] fordern und Verschiedenheit [zu] leben“ (S. 7).

In der Einleitung (S. 19-32) fallen die drei Begriffe, die den Text bis zur letzten Seite durchziehen und deren Zusammenwirken erkenntnisleitend ist: Stigmatisierung, Emanzipation und Normalisierung werden nicht als sich ausschließende oder aufeinander folgende Kennzeichnungen einer bestimmten Zeit angesehen, sondern als sich beständig wechselseitig durchdringende, manchmal störende, ein anderes Mal produktive komplexe Prozesse einer Geschichte angesehen, die durchaus auch Zweifel am Paradigma einer gleichmäßig und stetig fortschreitenden Emanzipation homosexueller Menschen aufwerfen. Belegbar ist dies an den Erzählungen der interviewten Personen, die Gammerl in den Jahren 2008 und 2009 ihre Lebensgeschichten anvertraut haben, zwischen 1935 und 1970 geboren wurden und, so der Autor, zwar nicht repräsentativ im statistischen Sinne sind, aber die Vielfalt lesbischen und schwulen Lebens widerspiegeln.

Das erste Kapitel (S. 33-140) trägt den Titel *Nachkriegsdekaden: Ausweichen*. Der Punkt am Ende des Titels ist durchaus von Bedeutung, korrespondiert er doch mit der Verwendung anderer Satzzeichen am Ende der folgenden Kapitelüberschriften. Dem aussagenden Gestus dieses Titels entsprechend überblickt Gammerl die Zeit bis zum Ende der 1960er Jahre: Dabei kommen die Kontinuität des unter dem nationalsozialistischen Regime verschärften Strafrechtsparagrafen 175, homosexualitätenfeindliche Einstellungen in der Bevölkerung, negative Selbstwahrnehmungen von Lesben und Schwulen oder problematische Pathologisierungen ebenso zur Sprache wie Strategien des Unterlaufens heteronormativer Stereotype, die zunehmenden Risse in der Geschlechterordnung oder das Werben um Verständnis und

Toleranz, das letztlich zur Strafrechtsliberalisierung führte. Die Verschiedenartigkeit der Räume, die Lesben und Schwulen in jener Zeit zur Verfügung standen, wird beleuchtet, das Verhältnis von Privatheit und Sichtbarkeit aufgeschlüsselt und die Arten der Kontaktaufnahme zu Gleichgesinnten, insbesondere über Blicke, werden ernst genommen. Dieser letzte Aspekt mag als kennzeichnend für Gammerls Hermeneutik gelesen werden: Indem er ephemere Phänomene in den Blick nimmt, kann er eine Geschichte schreiben, welche die Einzelnen und ihre Handlungen ernst nimmt. Ausprägungen eines (aktiven oder passiven) „Spiel[s] der Blicke“ – Betrachten, Beobachten, Mustern, Rumgucken, Wegschauen, Augenklimpern, Flirten – sind Markierungen einer bestimmten Zeit: „Das homophile Spiel der Blicke unterscheidet sich deutlich vom Gewühl der Körper in einer Disco [...] und vom Tanz des wischenden Fingers, der in der Dating-App manche Kandidaten ablehnt und andere auswählt“ (S. 92). Mut und Stolz auf der einen Seite, Verzweiflung und Angst auf der anderen Seite sind die ambivalenten Gefühle der Erzähler_innen, die Gammerl aus jener Zeit berichten.

Das zweite Kapitel (S. 141-245) mit dem deklamatorischen Titel *1970er-Jahre: Aufbrechen!* überrascht dadurch, dass es jenen Aufbruch nicht nur in öffentlichen Tabubrüchen und Provokationen, dem Aufkommen homosexueller Medien, politischen Protesten, der sich formierenden Lesben- und Schwulenzbewegung und der Gründung von Verbänden als Mittel demokratischer Teilhabe sieht, sondern auch in der selbstgewählten Zurückhaltung und dem Abwarten Einzelner, gerade in der Vielschichtigkeit der Haltungen zu provokanten Aktionen, im Rückzug ins Private und in einem Selbstbewusstsein, das sich zwischen Offenheit und Vorsicht bewegt. Die öffentlichen Orte werden sichtbarer und zugänglicher, der sichtbare Zusammenschluss von Homosexuellen in der Öffentlichkeit führt zu verstärkter Sichtbarkeit und Solidarität, gleichzeitig finden emotionale Annäherungen nunmehr auch behutsamer statt. Verwirrung, Wut und Angst werden als durchaus produktive Gefühle verstanden.

Im dritten Kapitel *1980er-Jahre: Ankommen?* (S. 247-338), das auch weit über die 1980er Jahre ausgreift, geht es um die Bedeutung von medial vermittelten Vorbildern, die unterschiedlichen Ausprägungen aktivistischer Strömungen, die zunehmende Etablierung des Gedenkens an homosexuelle Opfer des Nationalsozialismus, die Homoehe als Konfliktfall innerhalb und außerhalb der Community, die Frage von Homosexualität und Elternschaft und schließlich um Aids als erneuten Wendepunkt in jenem Spannungsfeld von Stigmatisierung, Emanzipation und Normalisierung, der zunächst zu Ausgrenzung und Diskriminierung, auf lange Sicht und insbesondere im Kontext einer sich entwickelnden schwul-lesbischen Trauerkultur, so Gammerl, aber auch zu einer Art Normalisierung führte. Das Entstehen neuer Räume mit flexiblen Übergängen, das Aufkommen intersektionaler Fragestellungen, eine positiv verstandene Therapeutisierung, die erlittene Verletzungen überwinden half, aber auch die Warnung vor einer Entpolitisierung durch den Rückzug ins Innere und einer Verbürgerlichung homosexueller Lebensweisen prägen diese Zeit.

Gammerl liefert in diesen drei Hauptteilen einen exzellenten Überblick über alle relevanten Themen, die hier nicht mal ansatzweise vollständig benannt werden können. Es liegt in der Natur der Sache, dass er in dieser Überblicksdarstellung nicht auf jedes Thema erschöpfend eingehen kann – und dies auch nicht muss. Die zahlreichen

Anmerkungen und Literaturangaben (S. 352-410) ermöglichen den interessierten Leser_innen vielfältige weiterführende Lektüren.

Im Schlusskapitel (S. 338-350) macht Gammerl noch einmal deutlich, dass durch die Einbeziehung der Oral History und den emotionsgeschichtlichen Ansatz zweierlei deutlich wird: Widersprüchliche Gefühle existieren gleichzeitig, schließen sich zu keinem Zeitpunkt aus, und die homosexualitätengeschichtliche Entwicklung lässt sich im diskursiven, politischen und je subjektiven Rahmen als beständige Auseinandersetzung mit Stigmatisierung, Emanzipation und Normalisierung begreifen.

Dieser Aspekt sei hier noch einmal aufgegriffen und an einem Beispiel konkretisiert. Die Untersuchung wird dominiert von Figurationen eines Zwischenen, eines Sowohl-als-auch, von Übergängen, Ambivalenzen und Uneindeutigkeiten. Dies ist keineswegs eine fehlende begriffliche Schärfe, sondern eröffnet ein immens aktuelles Feld des Politischen. So lässt Gammerl Herrn Kuhn zu Wort kommen, der als 20-Jähriger Ende der 1950er Jahre zwar Küsse zwischen zwei Männern als „abartig“ empfand, mann männlichen Sex in dunklen Parks mit Unbekannten jedoch selbst praktizierte. Die zunächst einleuchtend erscheinende Interpretation der „internalisierten Abscheu als Übernahme homophober Muster“ ist für Gammerl jedoch zu einfach, weil sie zu eindeutig ist und Herrn Kuhns Ekel als ein „falsches Gefühl“ bewertet (S. 56). Stattdessen führt Gammerl aus: „[E]in Kuss konnte eine Anzeige nach sich ziehen, und die einschlägigen Lokale standen meist unter polizeilicher Beobachtung. [...] Der Ekel vor Männerküssen lässt sich also auch als ein intuitiver Selbstschutz begreifen, als eine körperliche Intelligenz, die es Herrn Kuhn erlaubte, bestimmte Gefahren zu meiden, ohne sich ihrer gänzlich bewusst zu sein. So gesehen hat ihn seine Abscheu nicht davon abgehalten, sondern sie hat es ihm ermöglicht, bestimmte Formen zwischenmännlicher Intimität zu erleben. Das Konzept der internalisierten Homophobie und die Annahme, dass die Inkorporierung bestimmter Regeln die heteronormative Ordnung sozusagen bruchlos ins Fleisch der Einzelnen hinein verlängert, verstellen den Blick auf diese Vielschichtigkeit der Bezüge zwischen Selbst und Gesellschaft“ (S. 57).

In ähnlicher Form deutet Gammerl die produktiven Ambivalenzen im Kontext der in den 1970er Jahren aufkommenden Frage nach öffentlichem Aktivismus und Privatheit: „Letztlich führte gerade das Zusammenwirken politischer und persönlicher Aspekte zu nachhaltigen Errungenschaften. Indem Schwule und Lesben für Emanzipation eintraten und im Alltag unbefangener auftraten, schufen sie semi-private und semi-öffentliche Sphären der Geborgenheit [...]. Dadurch verschoben sich die Räume, in denen schwules und lesbisches Leben stattfand. [...] Private Rückzugsräume wurden dadurch jedoch mitnichten bedeutungslos“ (S. 191-192).

Zwiespältige Gefühle, ein Hin- und Hergerissenwerden, ambivalente Einstellungen und nicht auf einen Punkt zu bringende emotionale Einschätzungen zu jeder Zeit – diese Uneindeutigkeiten erzeugen jedoch keine Beliebigkeit, sondern sind konstitutiv: „Deswegen ist es so wichtig, die historische und biografische Bedeutung ambivalenter Gefühle zu würdigen, anstatt sie als Stolpersteine auf dem Weg zu Freiheit und Anerkennung in Bausch und Bogen zu verwerfen“ (S. 138). Folgerichtig enden die Hauptteile des Buches ebenfalls mit der Figuration eines Zwischenen: „Ich nahm Frau Opitz als eine ängstliche Person wahr, unter anderem weil sie ihr Leben nicht als eine

Erfolgsgeschichte erzählte, die in der Etablierung einer eindeutigen lesbischen Identität gipfelte. Sie begriff diese Nicht-Festlegung dagegen als Beweis ihrer persönlichen Stärke [...]. Sie ist sich quasi ganz selbstbewusst unsicher über ihre Zukunft“ (S. 329). Auf etwas Kommendes zu warten, das nicht sicher ist, hat Jacques Derrida in seiner *Politik der Freundschaft* (1994, deutsch 2000) als Denken des Vielleicht bezeichnet, das einer demokratischen Welt den Weg ebne (vgl. dort insbesondere S. 55-76).

In der zuletzt zitierten Aussage Gammerls wird ein weiterer Aspekt, der in seiner Untersuchung heraussteicht, deutlich: die Einbeziehung des Autors selbst. Gammerl reflektiert beständig darüber, dass er selbst Teil des Interviewprozesses ist, dass seine Fragen, seine Mimik und Gestik, sein Forschungsinteresse und seine ihm oftmals möglicherweise gar nicht bewussten Vorannahmen, Bewertungen und Deutungen sowie auch seine eigene Positionierung in die Untersuchung einfließen. Dies ist bei der Arbeit mit historischen Quellen immer so, aber die Reflexion darüber angesichts der Verwendung von Oral-History-Quellen von besonderer Wichtigkeit.

Benno Gammerl hat einen umfassenden Überblick über die Geschichte lesbischer und schwuler Lebens in der BRD nach 1945 vorgelegt. Es ist sein großes Verdienst, den vielfältigen, oftmals widersprüchlichen Wegen lesbischer und schwuler Emanzipation in unterschiedlichen Zeiten nachgegangen zu sein, sie aufgefächert zu haben, ihre Vielfalt als produktiv und ihre Ambivalenzen als konstitutiv beschrieben zu haben. Die Fülle an Details aus den Lebensgeschichten der 32 interviewten Personen kann hier nicht ansatzweise wiedergegeben werden. Gammerl bewertet die Erzählungen nicht, er lässt sie in ihrer Vielfalt bestehen und begreift sie als genuine Ausdruck eines „Anders-Fühlens“. Der Rezensent hätte sich hier und da angesichts der Fülle von pseudonymisierten Erzähler_innen gewünscht, sich in beigefügten Kurzbiografien im jeweiligen Leben der Personen schneller orientieren zu können, doch fällt eine solche Kritik angesichts des methodisch versierten und (auch für mit dem Thema nicht vertraute Leser_innen) äußerst gut lesbar geschriebenen Buches nicht ins Gewicht. Gammerls Buch wird zu Recht ein Longseller werden und über die LSBTIQ*-Community hinaus zahlreiche Leser_innen finden.

Daniel Baranowski, Berlin

Julia Noah Munier: Lebenswelten und Verfolgungsschicksale homosexueller Männer in Baden und Württemberg im 20. Jahrhundert, Stuttgart: Kohlhammer 2021, 458 S., € 59

Die Arbeit von Julia Noah Munier über Lebenswelten und Verfolgungsschicksale homosexueller Männer im heutigen Bundesland Baden-Württemberg von 1919 bis 1969 ist der erste von drei Teilen eines größeren Forschungsprojekts des Instituts für Neuere Geschichte der Universität Stuttgart zu sexuellen Minderheiten im Südwesten Deutschlands.¹ Der Band erschien Anfang 2021, und interessierte Leser*innen konnten bereits in der letzten Ausgabe von *Invertito* einen kleinen Einblick in

¹ Siehe dazu das Geleitwort von Michael Schwartz und Jörg Litwuschuh-Barthel im Buch, S. 7.

Muniers Forschungsergebnisse zur Homophilenbewegung als Akteurin der Anerkennung (hier S. 334-352) erhalten.² Die Untersuchung fügt sich in eine Reihe von Projekten zur regionalen Erforschung der Geschichte homosexueller Männer und Frauen, wie sie in den letzten Jahren bereits zu anderen Bundesländern veröffentlicht wurden. Dabei werden nicht nur die bisherigen Forschungsergebnisse auf ihre regional-spezifischen Ausprägungen im heutigen Bundesland Baden-Württemberg hin untersucht, sondern auch neue Akzente in der Methodik gesetzt, unterschiedliche Quellengattungen verwendet sowie Themenfelder angesprochen, die in der bisherigen Forschung eher vernachlässigt wurden. Besonders hervorzuheben ist hier vor allem die Betrachtung von ländlichen Räumen am Beispiel der Region Heidenheim (S. 130-135).

Methodisch orientiert sich Munier bei ihrer Untersuchung an dem Konzept der „praxeologischen Geschichtswissenschaft“, bei dem Gemeinschaften anhand der gemeinsamen Praktiken ihrer Akteur*innen untersucht werden (S. 28). Dieser Forschungsansatz wurde erstmals von Sven Reichardt für die Geschichtswissenschaften erschlossen und in seiner Arbeit zum linksalternativen Milieu in den 1970er Jahren gewinnbringend angewandt. Der praxeologische Ansatz „versteht die Vergangenheit und deren ‚Sozialwelt[en]‘ als eine Verkettung von Praktiken“.³ Zugleich ermöglicht diese Art des Zugangs die Erforschung von Verhaltensmustern auf der Ebene sowohl des einzelnen Subjekts als auch von sozialen Netzwerken, auch wenn Ego-Dokumente fehlen.

Der Hauptteil der Arbeit ist in drei übergeordnete Kapitel gegliedert, die chronologisch die Schicksale und Lebenswelten von homosexuellen Männern aus Baden und Württemberg während der Weimarer Republik (S. 43-135), während des Nationalsozialismus (S. 136-290) und in der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit (S. 291-399) aufarbeiten. Der erste Teil beschäftigt sich nicht nur mit der Verfolgung von homosexuellen Männern während der 1920er Jahre, sondern auch mit dem Entstehen einer eigenen Subkultur in den größeren Städten in Baden und Württemberg. Dabei werden sowohl die sozialen Netzwerke auf lokaler und regionaler Ebene sowie deren zentrale Akteure untersucht als auch Auswirkungen der emanzipatorischen Impulse auf Landesebene, beispielsweise durch das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee, berücksichtigt. Im zweiten Kapitel konzentriert sich Munier auf die strafrechtliche Verfolgung und Repression homosexueller Männer während des Nationalsozialismus. Der Blick richtet sich dabei vor allem auf die Lebenswelten in den die Repression vollziehenden Orten, wie den Gefängnissen, den „Heil- und Pflegeanstalten“ und den Konzentrationslagern. Im Zusammenhang mit der geo-

² Munier, Julia Noah: Die Homophilenbewegung im deutschen Südwesten der 1950er und 1960er Jahre als Akteurin der Anerkennung, in: *Invertito* 22 (2020), S. 77-112.

³ Haasis, Lucas / Rieseke, Constantin: Historische Praxeologie. Zur Einführung, in: Haasis, Lucas / Rieseke, Constantin (Hg.): *Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns*, Paderborn: Schöningh 2015, S. 7-54, S. 13. Allgemein zum Forschungsansatz Reichardt, Sven: *Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung*, in: *Sozial.Geschichte*, Nr. 22 (2007), S. 43-65; Reichardt, Sven: *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Berlin: Suhrkamp ²2014.

graphischen Lage Baden-Württembergs beschäftigt sich das Kapitel auch mit dem spannenden Thema der Lebenswelten homosexueller Männer im Schweizer Exil (S. 284-290). Im dritten Kapitel betont die Autorin einerseits die Kontinuität der Repression homosexueller Männer vom Nationalsozialismus bis in die Nachkriegszeit, andererseits wird auch die erneute Entfaltung einer eigenen Subkultur in den Blick genommen. Wesentlicher Schwerpunkt ist in diesem Zusammenhang die bereits erwähnte Homophilenbewegung. Das Thema der Verfolgung und Repression bildet einen zentralen Bestandteil der drei Kapitel. In einem wechselseitigen Bezug dazu steht die Fokussierung der Quellenanalyse auf Dokumente der Strafrechtsverfolgung. Dabei stellt sich Munier zu Recht die Frage, wie beispielsweise anhand von Polizeiakten und den darin enthaltenen (Fremd-)Beschreibungen homosexueller Männer von Seiten der Verfolgungsinstanzen die Lebenswelten der betroffenen Personen untersucht werden können (S. 23). Neben den Quellen aus strafrechtlichen Verfahren werden daher auch andere Gattungen, wie Zeitungsannoncen, Gemälde oder persönliche Briefe in die Betrachtungen eingebunden. Eine kritische Reflexion, wie sie im einleitenden Kapitel für die Materialien zum Strafrecht vorgenommen wird, fehlt für diese Quellengattungen – trotz ihrer relativ häufigen Nutzung. Dadurch geht die Analyse dieser Quellen häufig nicht in die Tiefe, sondern führt zu einseitigen Interpretationen. Als Beispiel diene hier der Einbezug eines Gemäldes von Rudolf Schlichter (um 1919/1920) als Darstellung einer queeren Abendgesellschaft mit einem „kleinstädtischen oder gar ländlichen Bezug“ (S. 63). Als einzigen Beleg für die Verortung im ländlichen Raum führt Munier den Titel des Gemäldes *Tingel-Tangel* an, der sich vom Begriff des Tingelns ableite und „eine Praktik des Umher- oder des Über-das-Land-Ziehens“ beschreibe. Gegen diese Einschätzung spricht indes, dass der Begriff „Tingeltangel“ bereits 1909 in *Meyers Großem Konversations-Lexikon* als „Berliner Ausdruck für Singhallen niedrigster Art mit burlesken Gesangsvorträgen und Vorstellungen“⁴ aufgeführt ist. Zudem erwähnt Munier, dass Schlichter, der ursprünglich aus Württemberg kam, während der Entstehungszeit des Gemäldes 1919 nach Berlin zog, was vermuten lässt, dass er den Begriff anders verstand, als Munier behauptet (S. 63).

Muniers Untersuchung richtet sich in erster Linie an ein Fachpublikum, kann aber auch von interessierten Laien und Laiinnen gelesen werden. Dabei ermöglicht die Arbeit einen Zugang sowohl über das Interesse für die Sexualitäts- als auch über die Landesgeschichte. Herausforderungen für eine nicht im Fachgeschulte Leser*innenschaft könnten dabei aber die der Sexualitätsgeschichte immanente Fachterminologie und das allgemein hohe sprachliche Niveau der Arbeit sein. Zudem kommt es hin



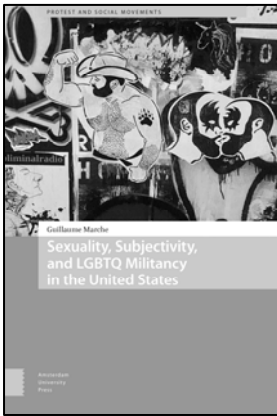
⁴ Tingeltangel, in: Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Auflage, Band 19, Leipzig / Wien: Bibliographisches Institut 1909, S. 599.

und wieder zu Ausführungen, die in ihrem Kontext keinen erkennbaren Mehrwert erbringen und sich eher kontraproduktiv auf den Lesefluss auswirken.

Munier legt mit ihrer Arbeit ein Grundlagenwerk zur Geschichte männlicher Homosexualität in Baden-Württemberg vor, das hoffentlich den Ausgangspunkt für weitere Forschungsvorhaben bildet. Damit sind jedoch nicht nur Arbeiten auf regionaler Ebene gemeint. Als besonders hilfreich ist hier sicherlich die detaillierte Auflistung von Forschungsdesideraten zu erwähnen, die Munier in ihr Fazit integriert. Auch die fortschrittlichen Ansätze in der Methodik und im Einbezug von ländlichen Räumen bieten über die regionale Ebene und den betrachteten Zeitraum hinaus vielfältige Impulse für die Forschung zur Geschichte der Homosexualität.

Lenard Kramp, Trier

Guillaume Marché: Sexuality, Subjectivity, and LGBTQ Militancy in the United States, Amsterdam: Amsterdam University Press 2019 (Protest and Social Movements), 200 S., € 89



Zweifelsohne ein Herzstück zahlreicher Kampagnen seit den 1990er Jahren, hat die rechtliche Gleichstellung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Trans und Queers (engl. LGBTQ) immer wieder für Kontroversen innerhalb der US-amerikanischen Bewegung gesorgt. Diesen vermeintlichen Widerspruch historisch aufzuarbeiten, setzt sich der französische Soziologe Guillaume Marché in seiner 2019 in englischer Übersetzung veröffentlichten Studie *Sexuality, Subjectivity, and LGBTQ Militancy in the United States* zum Ziel. Erstmals erschienen ist diese Arbeit 2017 in französischer Sprache unter dem Titel *La militance LGBT aux États-Unis. Sexualité et subjectivité*. Im Zentrum der Untersuchung stehen die sich ab Mitte der 1990er Jahre abzeichnenden Wechselbeziehungen von Institutionalisierung und zunehmender medialer Sichtbarkeit von Teilen der Bewegung einerseits sowie einer allgemeinen Demobilisierung der Basis andererseits. Mit den *gay marriage*-Kampagnen, so die geläufige Behauptung, seien nicht nur grundlegende Themen wie Armut, Rassismus und Gesundheit sowie die Gentrifizierung von LGBTQ-Quartieren und die Kommerzialisierung schwulen Lifestyles nachhaltig zurückgedrängt worden. Auch hätten die UnterstützerInnen der Gleichstellungspolitik mit dem Etablieren eines weitestgehend desexualisierten Medienbildes lesbischer und schwuler PartnerInnen-schaften die Abwendung eines Großteils der AktivistInnen und SympathisantInnen der Bewegung in Kauf genommen.

Diese pauschale Niedergangserzählung militanter LGBTQ-Politiken ab den 1990er Jahren unterzieht Marché einer kritischen Neubewertung. Hierfür bedient er sich Theorien und Ansätzen der europäischen Bewegungsforschung, die maßgeblich von VertreterInnen wie Alberto Melucci, Alain Touraine, François Dubet und Michel

Wieviorka entwickelt wurden. Darüber hinaus berücksichtigt Marché die Arbeiten zu den kulturellen Formen kollektiven Handelns von Jeff Goodwin, James M. Jasper, Hank Johnston, Bert Klandermans und Francesca Polletta. Mit dem Konzept der „kollektiven Identität“ etwa brächen diese ForscherInnen mit den bis in die 1990er Jahre vorherrschenden Paradigmen der *political frame-* und *resource mobilisation-*Theorien. Eine Besonderheit der Studie besteht vor allem in der Deutung sogenannter „infrapolitischer“ Protestformen, wie etwa Graffiti, Nacktheit und Crossdressing in der Öffentlichkeit. Diese ermöglichten erst die Erfassung der gesamten Bandbreite der LGBTQ-Bewegung (S. 17-18). Mit diesem Ansatz trägt Marché nicht zuletzt auch der zunehmenden Bedeutung emotionssoziologischer Fragen Rechnung, wie sie Deborah Gould am Beispiel des Zusammenhangs von *pride* und *shame* für die Mobilisierung von Aids-AktivistInnen diskutiert hat.¹ Eine weitere Stärke der Studie besteht in der Einbeziehung einer langfristigen historischen Perspektive. Mit dieser möchte Marché veranschaulichen, dass die Spannungsfelder zwischen Politisierung und Depolitisierung einerseits und Sexualisierung und Desexualisierung andererseits nicht nur ein aktuelles Phänomen seien. Vielmehr zögen sich diese wie „Pendel“ kontinuierlich durch alle Phasen der US-Bewegung ab den 1950er Jahren (S. 23-24).

Marchés Studie baut auf insgesamt 187 qualitativen Interviews auf, die er zwischen 1993 und 1998 in San Francisco, New York und Boston durchführte. Die Auswahl der Befragten erfolgte über ein Schneeballsystem persönlicher Empfehlungen. Mehrheitlich wurden weiße Lesben und schwule Männer zwischen 25 und 50 interviewt. Im Sample werden aber auch andere Repräsentationen hinsichtlich sozialen Geschlechts und Ethnizität berücksichtigt. Neben dem politischen Engagement stand vor allem das Verhältnis institutionell ungebundener AktivistInnen zur Bewegung im Vordergrund der Befragung. Aufgrund seines expliziten Interesses an den Motiven progressiver politischer AkteurInnen schloss Marché aus seinem Sample bewusst Mitglieder konservativer Parteien und Organisationen, wie des Log Cabin Club oder der Republican Party's LGBTQ Group, aus. Ergänzt wird das Interviewkorpus durch die Ergebnisse weiterer Feldstudien zum Verhältnis von Homosexualität und Ethnizität/race, zu nicht-heterosexuellen Familienentwürfen und Jugendsexualitäten, die nach 1998 erfolgten (S. 18-20).

Der Aufbau der Studie reflektiert Marchés gleichermaßen historisches und kultursoziologisches Interesse. Nach einer inhaltlichen und methodischen Einführung in Kapitel 1 umreißt er in Kapitel 2 die Transformationsprozesse von der US-Homophilenbewegung der 1950er und 1960er Jahre über die *gay liberation-* und *gay rights-*Bewegung in den 1970er Jahren und die Aids-Bewegung der 1980er Jahre bis zu den *gay marriage-*Kampagnen ab den 1990er Jahren. In Kapitel 3 nimmt Marché gesondert die politischen, sozialen und kulturellen Veränderungen, die mit dem Aufstieg des Neokonservatismus ab den 1970er und der HIV/Aids-Epidemie ab den 1980er Jahren einhergingen, in den Blick. Sehr gelungen zeigt Marché den Zusammenhang zwischen dem Aufstieg der Neuen Rechten und der Herausbildung eines kommunaristischen Selbstverständnisses innerhalb der US-LGBTQ-Bewe-

¹ Gould, Deborah B.: *Moving Politics: Emotion and ACT UP's Fight Against AIDS*, Chicago: The University of Chicago Press 2009.

gung ab Mitte der 1970er Jahre (S. 35, 58-61). Teilweise erweist sich Marchés konsequente Gleichsetzung von Graswurzelaktivismus und Militanz einerseits sowie Lobbyorganisationen und Bürgerrechtspolitik andererseits dabei als zu starr. So führt Marché etwa das *ethnic minority*-Modell als Ausdruck der schleichenden Desexualisierung von LGBTQ-Politiken und einer Essentialisierung von Homosexualität in den 1970er Jahren an (S. 35, 61). Dabei lässt er allerdings außer Acht, dass sich bereits die *gay liberation*-Bewegung als verfolgte Minderheit konzipiert hatte, um strategische Bündnisse etwa mit den Black Panthers oder den Young Lords herzustellen.² Genauso gilt es zu überprüfen, inwiefern Vereinigungen wie die National Gay Task Force (NGTF) bzw. National Gay and Lesbian Task Force (NGLTF) auch ungeordneten sozialen Protest unterstützten, etwa in der frühen Aids-Bewegung Anfang der 1980er Jahre.³

Die folgenden drei Kapitel greifen schließlich die Ergebnisse der Feldstudien auf. In Kapitel 4 erörtert Marché zunächst die Auswirkungen der zunehmenden Privatisierung von LGBTQ-Identitäten auf die Herausbildung politischer Subjektivierungsprozesse. Dabei verweist er zu Recht auf den Zusammenhang zwischen dem steigenden wirtschaftlichen Interesse an Schwulen und Lesben als KonsumentInnen und der schleichenden Zurückdrängung anstößigen Verhaltens aus dem öffentlichen Leben. Dies zeige sich nicht nur am zunehmenden Sponsoring von und den gestiegenen Sicherheitsauflagen für Pride-Paraden in den USA sowie am Ausschluss politisch unliebsamer AktivistInnen aus den entsprechenden Organisationskomitees (S. 91-93). Auch die Einbindung von *gayborhoods* in städtische Tourismuskampagnen, wie im Falle des Castro, und die damit einhergehende Einhegung offen sexueller Subkulturen, wie der Fetisch- und Lederszene in San Franciscos SoMa-Distrikt, zeugten von dieser Entwicklung (S. 89).

In Kapitel 5 beleuchtet Marché die konkreten Repolitisierungsversuche von Sexualität und Geschlecht ab Mitte der 1990er Jahre. Dabei zeigt er auf, wie sich gerade in diesen Punkten radikale Selbstbilder und Lebensentwürfe gegenüber der öffentlich vorangetriebenen Desexualisierung von Homosexualität behauptet haben. Verdeutlicht werden diese anhand der Aktionen lokaler und oftmals kurzlebiger Gruppen. Zu nennen sind etwa die sexuell aufgeladenen Theateraufführungen der Gruppe „Sex Panic!“ in Reaktion auf die Schließung von Sexclubs und Pornokinos um den New Yorker Times Square im Jahre 1997 (S. 125-131) oder die von Gay and Lesbian In-surrection (LAGAI) organisierte Performance einer „kollektiven Scheidung“ 1996 in San Francisco (S. 140-141). Analysiert wird auch der wichtige Beitrag „sexpositiver“ lesbischer FeministInnen zur Frage der sexuellen Selbstbestimmung von Frauen, angestoßen etwa durch Performances wie die Simulierung sexueller Handlungen durch Mitglieder der Lesbian Avengers auf dem Bostoner Gay-Pride-Umzug 1996 (S. 139). All diese Beispiele verdeutlichen laut Marché das Potential so genannter *abeyance structures* oder *doldrums*, also Ruhestrukturen, aus denen sich die AktivistInnen nach

² Hobson, Emily K.: *Lavender and Red. Liberation and Solidarity in the Gay and Lesbian Left*, Oakland, CA, University of California Press, 2016, S. 25.

³ Gould 2009, S. 144.

dem Aufbrechen integraler politischer Netzwerke, wie etwa ACT UP und Queer Nation, rekrutiert haben (S. 136-139).

Abschließend stellt Marché in Kapitel 6 die unterschiedlichen Formen militanten LGBTQ-Protestes heraus, die von Theater-Guerilla über Satire bis hin zu Plakat- und Graffiti-Aktionen reichen. Ausführlich beschäftigt er sich mit den Aktionsformen der Sisters of Perpetual Indulgence. Die bis heute bestehende Vereinigung schlägt eine Brücke zwischen „konventionellem“ politischem Protest – Demonstrationen und Märschen –, Charity- und HIV/Aids-Präventionsarbeit sowie theatralischen Protestformen im Geiste der Neuen Linken, etwa in Form öffentlicher „Exorzismen“ rechter PolitikerInnen, PublizistInnen und Geistlicher (S. 155-160).

Insgesamt legt Marché mit seiner Studie eine der umfassendsten Untersuchungen der US-amerikanischen LGBTQ-Bewegungen des 20. und 21. Jahrhunderts vor. Durch einen dezidiert soziologischen Blick auf historische Veränderungsprozesse der US-amerikanischen LGBTQ-Bewegung formuliert Marché ein klares Periodisierungsraaster, das sich an deren jeweiligem Institutionalierungsgrad und diskursiven Strategien orientiert. Dieses Schema schafft durch Komplexitätsreduktion eine gewünschte Vergleichbarkeit einzelner Bewegungsphasen, verstellt teilweise aber auch den Blick auf deren Eigentümlichkeit. Mit seiner Analyse infrapolitischer Protestformen macht Marché zudem die Kontinuitäten eines radikalen, sexpositiven Aktivismus bis zur Gegenwart deutlich. Empirisch fundiert dekonstruiert er folglich die vorherrschende Erzählung eines Niedergangs der LGBTQ-Bewegung infolge der Kommerzialisierung schwuler Sexualität und des politischen Erfolges bürgerrechtsorientierter LGBTQ-Organisationen ab Mitte der 1990er Jahre.

Kevin-Niklas Breu, Oldenburg